

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Das Kind fing an zu weinen. Ita erhob sich, um es zu beruhigen, und wie sie so da stand, tief gebückt, das Kind auf den Armen wiegend, hatte sie selbst ein Gesicht so sanft wie ein Kind.

„Wie lieb sind Sie,“ rief Manja. „Es ist gar nicht schön, was Sie da erzählen, und man hätte alles ganz anders anpacken müssen, aber wenn ich Ihnen zuhöre und Sie ansehe, ist es mir, als ob Sie vielleicht recht haben.“

„Man kann nicht wissen, wer recht hat,“ erwiderte Ita, auf ihren Platz zurückkehrend, „man macht es so gut man's kann, und nicht, wie man's gern möchte. Gut geht's nur dem, der Glück hat.“

„Wie haben Sie denn mit Ihrem Michel Bekanntschaft gemacht?“

Aber Ita kam nicht dazu, ihr zu antworten, denn eben kam Rose, um einen neuen Trupp mitzunehmen. Die Ammen umgaben sie, wie ein Bienenschwarm, so daß sie gar nicht zu sehen war. Rose suchte sich die passenden Frauen aus, indem sie sie mit den Blicken musterte. Die Mindel kam auch und rief ihr „Da bin ich!“ mit ihrer schrecklichen Stimme.

„Rose nimmt mich wieder nicht,“ sagte Ita seufzend.
* „Mich auch nicht,“ antwortete Manja mit halbunterdrücktem Aufschrei.

Beide kehrten auf ihre Plätze zurück. Eine Amme setzte sich neben sie. Sie war sehr dick und klein, und beim Gehen sah man fast nicht, wie sie die Beine bewegte; es sah aus, als ob sie wie eine Kugel rollte. Man nannte sie „Ljubotschka“ (Liebchen), wegen ihrer anhänglichen Liebe zu ihrem Schatz.

„Sie sind noch nicht in Stellung?“ wandte sie sich verwundert an Ita. Ihre Stimme war von einer geradezu widerlichen Süßigkeit. „Ach, was für ein schönes Kind Sie haben! Ein wahres Püppchen!“ Dabei kniff sie es vorsichtig ins Wädchen.

„Danke,“ erwiderte Ita, „aber Ihr Kind ist auch sehr nett. Nicht wahr, Manja?“

„Was sagen Sie!“ rief Ljubotschka mit gekünsteltem Entsetzen. „Sie lachen mich ja aus! Mein Kind soll nett sein? Es sieht ja aus, wie eine tote Katze. Ich bin doch dick, nicht wahr? Und der Kleine ist ein richtiges Nesschen. Seht nur nicht auf mein Fett, es ist nur für die Augen schön.“

Ita merkte, daß die Amme etwas von ihr wollte, aber da ihr die hiesigen Sitten fremd waren, suchte sie vergebens dahinterzukommen, was es wäre.

„Was für eine Brust, zeigen Sie?“ fragte plötzlich Ljubotschka. „Wollen Sie meinen Rat? Zeigen Sie immer die linke, sie ist bei allen größer als die rechte. Niemand weiß es, nur ich. Ich bin eine erfahrene Frau, ich bin schon dreimal Amme gewesen und kenne alle Kunststücke. Aber wissen Sie, warum ich nie rasch eine Stellung bekommen kann? Wegen der Brust. Alles ist gut, bis ich sie nicht zeige. Hat man sie aber einmal gesehen, dann ist alles aus. Wenn wenigstens das Kind dick wäre, aber auch das nicht mal. Na, wenn ich aber schon gemietet werde, so sitz ich so fest auf meiner Stelle, daß mich keine zehn Pferde mehr fortbringen können. Ich gefalle den Damen immer gut, und sie weinen wenn ich gehe, so geschickt bin ich.“

Rose hatte sich schon ihre Frauen ausgesucht und schickte sich zum Gehen an. Mindel kam an die drei heran und bot ihre Dienste an.

„Wissen Sie, um was ich Sie bitten möchte,“ rüdte Ljubotschka endlich mit der Sprache heraus, „geben Sie mir ihr Kind für einige Stunden. Tun Sie ein gutes Werk. Ich nehme es nur, um es zu zeigen. Dann sieht auch niemand mehr nach der Brust. Abends bringe ich das Kind zurück. Gott wirds Euch lohnen, ich habe zu Hause drei Kinder, und sie leben nur von dem, was ich bringe, mein Mann verdient ja nichts.“

Ita verstand wohl, was diese letzten Worte zu bedeuten hatten, aber eine große Verlegenheit hielt sie zurück. Sie hätte gern der armen Frau geholfen, die ihr, trotz der süßen Miemen und honigriesender Stimme zu gefallen begann. Sie warf Manja einen um Rat fragenden Blick zu, als plötzlich von ganz unerwarteter Seite Hilfe kam. Mindel, die Ljubotschkas Bitte gehört hatte, kam rasch heran und schrie:

„Diese Frau gibt ihr Kind nicht her. Komm mit Du dides Schaf, Du weißt nicht, wen Du zu bitten hast. Komm, wir wollen miteinander reden.“

Ljubotschka ließ es sich nicht zweimal sagen und ging mit der Alten. Dann wiederholte Manja ihre Frage:

„Nun, und wie haben Sie dann mit Michel Bekanntschaft gemacht?“

„Das ist eine lange Geschichte, ich will sie Ihnen aber doch ein wenig erzählen. Als ich endlich meine Scheidung bekommen hatte, konnte ich nicht mehr in unserem Städtchen bleiben und kam hierher. Hier hatte ich eine entfernte Verwandte, — gar nicht arm war sie, — und ich ging zu ihr in Dienst. Nach zwei Jahren hatte ich schon 120 Rubel gespart und fühlte mich wieder auf eigenen Füßen. Einmal sah ich bei meiner einzigen Freundin — sie ist neulich im Wochenbett gestorben — einen jungen Mann — es war der Michel. Er gefiel mir und ich gewann ihn bald lieb. Er war so gut gegen mich, daß ich gar nicht anders konnte. Der Geliebte meiner Freundin versicherte mir, daß Michel in einer Fabrik arbeitete und monatlich dreißig Rubel verdiene, und ich habe daran geglaubt — was weiß ich warum? Und so glaubte ich, mein Glück gefunden zu haben, als Michel mir das Heiraten vorschlug. Die Hochzeit wurde aber auf ein halbes Jahr verschoben, denn da sollte ihm sein Lohn erhöht werden. Ich sagte natürlich „ja“ und gab mich ihm ganz hin. Nach zwei Monaten kam der erste Schlag. Die Fabrik machte bankrott, und Michel blieb ohne Arbeit. Ob an der ganzen Geschichte ein Körnchen Wahrheit ist, weiß ich bis jetzt noch nicht. Aber nun wollte er selbst ein Geschäft anfangen und überredete mich, ich sollte ihm gleich hundert Rubel geben. Danach wurde er noch netter zu mir, und ich verlor ganz den Kopf. Nach einem Monat war ich schon in der Hoffnung und hatte nichts mehr von meinem Geld. Als er das erfuhr, da hörte er auf, sich mit mir zu genieren, fing an zu schimpfen und mich zu schlagen, wenn ihm etwas nicht gefiel. Ich wagte nicht mehr, ihn an die Hochzeit zu erinnern; ich hatte ihn noch so lieb, daß ich alles verzieh und bei dem Gedanken zitterte, daß er mich davon jagen könnte. Den Dienst mußte ich natürlich aufgeben, und so kam ich nieder, halb tot gequält von ihm, ohne eine Kopeke Geld. Ich bitte ihn schon längst, er soll mich verlassen, aber er will nicht und nimmt mir alles ab, was er kriegen kann. Schon seit einem halben Jahr weiß ich, daß er ein Falschspieler ist, daß er davon lebt, Mädchen zu verführen und für sich arbeiten zu lassen. Sie haben ihn noch nicht ordentlich böse gesehen, denn er hat noch irgend eine Geldquelle. Aber ich habe schrecklich Angst vor ihm. Wenn er wütend wird, kann er mich ja totschlagen. Gätten Sie meinen Körper gesehen, Sie würden erschrecken, er ist ganz blau und grün.“

„Ich hätte ihm nachts den Hals abgeschnitten!“ pläzte endlich Manja erregt heraus, „so ein Schurke! Ich verstehe nicht, wie können Sie alles von so einem Menschen ertragen.“

„Das kann man nicht erklären, man muß es selber durchmachen. Es gibt nichts Schlimmeres als diese Leute. Sie werden ja sehen, was es heute gibt, wenn er hört, daß ich noch keine Stellung habe. Er hat es schon lange auf mich abgesehen. Ich zittere, weil ich nach Hause gehen muß. Ein Glück, daß Sie da sind, Sie werden wenigstens das Kind nehmen. Vor zwei Wochen hätte er es beinahe umgebracht.“

„Der Schuft!“ rief Manja empört.

„Es ist auch schon Schlimmeres vorgekommen. Ja, ein schweres Leben . . . Da will ich zum Beispiel in Stellung gehn, aber ob ers mir erlaubt? Vom Geld sprech ich gar nicht — er nimmts mir doch weg, aber soll er mich doch dienen lassen. Wenigstens wäre ich meines Lebens sicher, und das Kind hält ich auch gut untergebracht.“

Ein Lärm unterbrach die Unterhaltung. Zwei Ammen rauften sich, und es gab einen großen Rabau. Die Kinder in den Armen haltend, in der stetigen Gefahr sie zu verlegen,

schlugen sie während aufeinander los, bildeten beide ein lebendiges Knäuel und schrien aus Leibeskräften. Manja fragte, was los sei.

„Wegen einem Mannsbild,“ antwortete man ihr. „Beide haben einen Schatz, und nun liegen sie sich deswegen in den Haaren.“

Mit großer Anstrengung gelang es endlich, die beiden zu trennen. Sie waren schrecklich anzusehen mit ihren zerzausten Haaren und blutenden Gesichtern, die Wut und wilden Haß atmeten. Sie schimpften noch immer und warfen mit den schmutzigsten und gemeinsten Worten ebenso frei um sich, wie die schlechtesten Männer. Dienstbeflissene Frauen führten sie mit verborgener Schadenfreude nacheinander zur Wasserleitung und wuschen ihnen das Blut ab, obwohl sie sich loszureißen suchten und wie besessen um sich schlugen. Dieser Zwischenfall hob die Stimmung der Anwesenden und lieferte den denkbar besten Unterhaltungsstoff für den Rest des Tages. Als Rose kam, war alles wieder in Ordnung und keine Spur der Schlägerei mehr zu sehen. Einige Frauen erzählten ihr vergnügt den ganzen Vorgang, indem sie ihn ausschmückten und einander fortwährend unterbrachen. Rose wollte ihnen etwas antworten, aber da bemerkte sie zufällig Ita und rief ihr zu:

„Ich habe etwas für Dich in Aussicht. Geh jetzt nach Hause, aber komm morgen ganz bestimmt. Diesmal wirds schon was werden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

2]

„Hast Du etwas Sauce warm gestellt, Mama, für Cäcilien?“, fragte Vater Eisebein mit seinem höflichen, gezierten Stimmchen.

„Es ist noch etwas in der Pfanne. Wo steckst sie denn eigentlich? Ach so, beim Kantor in der Singstunde. Ach Gott ja“, seufzte sie tief, „wenn Du nur das Geld rauswerfen kannst! Als wenn davon ihre Stimme lauter würde.“ — Liese, hast Du mit Emil das neue Couplet noch mal durchgeübt?“

Von der Hofstürschwelle kamen undefinierbare Laute, ein Gurgeln und dann ein Husten.

„Sie hat,“ beruhigte Seiffert an Liefes statt.

„Habt ihr Frieden bestellt?“ fragte Hermine laudend.

„Natürlich. Hoffentlich ist sie so anständig und kommt heute mal erst nach dem Essen. Wo doch voriges Mal auch ihr Mann hier mit aß, der uns doch rein gar nichts angeht. Und dabei tut der noch wie ein Herr und als wenn unsereiner gar nichts wär. Solche Hungerleider.“

Seiffert nahm seine letzten Kartoffeln vom Tisch, schälte sie und reichte sie nebst dem Saucenrest auf seinem Teller durch das Geland der Treppe Liese, die mit unartikuliertem Danklaut hastig zugriff. Frau Eisebein konnte das nicht sehen, sonst hätte sie wohl rebelliert; Hermine war nicht kleinlich und Vater Eisebein war gutmütig; die beiden sahen es und sagten nichts.

„Um wieviel Uhr fahren wir?“ fragte Zint, stellte seinen leeren Teller auf den Tisch zurück und setzte sich noch einmal, die Hände über den Magen faltend, auf die Treppe.

„Galt drei,“ antwortete Vater Eisebein.

„Regnen wird's wohl nicht, da kann ich ja meine Haare gleich hier färben.“ Zint gähnte und streckte sich geräuschvoll, stand schwerfällig auf und kletterte nicht eben vorsichtig über Seiffert hinweg die Stiege hinauf.

„Passen Sie auf, Seiffert, daß er sich auch die Augenbrauen schwarz macht,“ mahnte Frau Eisebein, „aber nicht zu dick. Und Sie, legen Sie ja Liese Ihre rote Perle parat, daß sie die mit einpackt.“ „Ach, Artur, die Haartour“ — hat noch immer am allerbesten gefallen.“

Seiffert versparte sich die Antwort, nahm seinen Hut, den er hinter sich auf die Treppenstufen gelegt hatte und schritt gemächlich zur Haustür.

„Herr Seiffert, ich habe einen Brief für Sie.“ Hermine zog das Schreiben aus ihrer Tasche.

„Ja, die Herren Komiker, die haben's gut,“ seufzte Frau Eisebein und schielte prüfend zu Seiffert auf, der den Brief öffnete. „Die können ausgehen und sich die Zeit vertreiben bis zum letzten Augenblick, und unsereins muß lochen und die Sachen packen und für alles sorgen — ach ja. Aber dafür ist das Geschäft Eisebein bekannt, daß es keine Leute wie Kinder vom Hause hält. Da kann einer lange suchen, eh' er so ein Geschäft wieder findet.“ — Frau Eisebein wartete vergeblich auf eine anerkennende Entgegnung Seifferts und ging ärgerlich in die Küche. Wenigstens hätte er doch sagen können, ob in dem Schreiben was von einem neuen Engagement stand, einem Komikerengagement oder einem anderen, das, was er auch noch gelernt hatte — Ne — da! —

Seiffert schlenderte langsam, wie es seine Art war, die Wobentlang zum Städtchen hinaus und überlegte, ob er die vier-

wöchentliche Redaktionsvertretung, die ihm in dem Schreiben angeboten wurde, übernehmen sollte. 125 Mark Gehalt brachte sie wie üblich; das wichtigste aber war, daß er dadurch wieder in sein altes, eigentliches Fahrwasser käme. Vielleicht bekam er durch diese kurze Vertretung Empfehlungen und Verbindungen. Freilich, wenn ihm diese Empfehlungen und Verbindungen nicht sofort zu einer anderen Stelle verhelfen, nützten sie ihm wenig; er hatte nicht sobiel, um auch nur einen Monat ohne Stellung sein zu können. Jedoch, wenn er erst wieder in Berlin war, konnte er vielleicht für die Wartezeit eine Kabarettanstellung finden — seine schönen politischen Satiren antiquierten nämlich ungenutzt.

Seifferts behäbiges rotes Antlitz sah sehr sorgenvoll aus. Das war das schwierigste im Leben: Die Notwendigkeit, sich zu etwas entschließen zu müssen. Nahm man das eine — verlor man das andere. Einerseits war es für einen jungen und nicht mehr ganz jungen Menschen, wie er war, angezeigt, alle Chancen zu ergreifen, um sich unter Kampf und Anstrengungen und Unsicherheit eine würdige Position zu sichern, andererseits konnte er zur Genüge dieses Hängen und Wanken auf der Suche nach einer bestimmten Stellung. Wie froh war er gewesen, als er nebst dem Redaktionsstraum auch die erst so verächtlichen Kabarett Hoffnungen resolut an den Nagel gehängt hatte und aus Hunger und Schulden und Pein und Sorgen entschlossen herausgetreten und Humorist geworden war. Diese Stellen brachten viel ein und waren nicht überlaufen. Freilich, wenn man wie er noch nicht eingeführt war, mußte man die Mittel haben, um auch mal vierzehn Tage ohne Engagement sein zu können, die kleinen Komikerengagements galten immer nur auf vierzehn Tage. Die Mittel hatte er nicht gehabt, weil er ansässiger oder dummerweise mit den ersten größeren Gagen alte Schulden bezahlt hatte. Da war er denn für 50 M. Monatsgage und freie Kost und Logis ins Geschäft Eisebein getreten, die unterste Kategorie aller Variétés- und Sängertuppen, und zog nun auf Jahrmärkten und Schützenfesten herum, sogar als hunder Komiker, mit roten Zaden und grotesken Perrücken und falschen Nasen. Hier wurde nicht ohne Not gewechselt; hier konnte er Monate und Jahre bleiben, wenn man mit ihm zufrieden war.

Anton Seifferts gemüthliches Oesterreicherhirn suchte dahinter zu kommen, ob er wohl wirklich so arg tief gesunken war, wie seine ehemaligen Bekannten meinen würden, wenn sie von seinem jetzigen Leben erführen, oder ob dies nur eine gar nicht so absonderliche Durchgangsstufe war, von der man sehr gut abspringen konnte, sobald die Verhältnisse es gestatteten. Hier der Brief mit dem Stellennachweis — war es vielleicht eine Mahnung, nicht die Zeit zu verpassen? Nicht aus angeborenem Phlegma in irgend einer Niederung festzuwachsen? Anton Seiffert hatte eine heimliche Angst vor diesem seinen Phlegma — der Genügsamkeit, dem tiefen seelischen Gleichmut, der innern Heiterkeit, die es ihm in jeder Lage wohl sein ließen.

Da stand er vor dem einzigen Café des Städtchens und ging die Stufen hinauf. Jedenfalls, tröstete er sich, konnte man nicht von ihm behaupten, daß er faul war. Jeden Mittag ging er in dies Café, um Zeitungen zu lesen und über das, was sie brachten, satirische Verse zu dichten, welche Beschäftigung sowohl auf eine spätere Redaktionsstätigkeit wie eine Stellung am Kabarett vorteilhaft vorbereitete — freilich auch, um wenigstens eine Stunde des Tages wenig zu sein, sich mit einem Hauch von Komfort zu umgeben und einmal am Tage guten Kaffee zu trinken.

Während Anton Seiffert es sich am Marmortischchen des Cafés so wohl sein ließ wie immer, und nur der Brief in seiner Westentasche und die Zweifel, wie der am besten beantwortet würde, seinen Seelenfrieden ein wenig störten, trat eine kleine alte Dame in schwarzem Spitzenumhang, einen Regenschirm und einen großen Karton in den Händen, ins Eisebeinsche Haus.

„Guten Tag,“ sagte sie höflich und schlichtern zu Emil, der, am Klartisch sitzend, sein Mittagmahl verzehrte.

Emil, der vierzigjährige Klavierpieler, „mit dem es nicht ganz richtig war“, würdigte die Neuangekommene keiner Antwort; er aß. Das alte Dämchen erröte. Fridchen Pippichüß erröte immer, wenn ihr oder anderen etwas passierte, was nicht ganz nach den Regeln des Anstands war.

Sie guckte in die Küche und dann in den Hof; niemand war zu sehen. An die Salontür zu pochen, hatte keinen Zweck; Liese, der Lehrling, hatte ihr verraten, daß während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit im Eisebeinschen Hause nicht ein einziges Mal die Salontür aufgeschlossen worden war. Es ging die Sage, daß ein Plüschsofa und ein großer, großer Esstisch in dem geheimnisvollen Raum hinter der Tür proksten und prangten — unter den Lehrling pflanzte sich die Sage von den Sparfassenbüchern der Eisebeins und dem Plüschsofa im Salon seit zwanzig Jahren fort.

Fridchen Pippichüß stellte ihren Karton in eine Ecke, löste die Bänder ihres Kapottbüchchens und setzte sich aufseufzend zu Emil an den Tisch. „Es ist so schwül draußen!“ lispelte sie. Es war so peinlich, wenn einander bekannte Menschen zusammensaßen, ohne sich zu unterhalten.

Emil zog seine letzten Kartoffeln ab. „Kann sie denn jetzt das Lied von neulich?“ fragte er und seine matten Augen sahen über die Brille hinweg sehr ernst auf Fridchen Pippichüß. Er hatte ein ausdrucksloses, faßles Gesicht, in dem ein wunderbar feingekümmter sinnlicher Mund allein etwas von seiner Seele erzählte. Es hieß, daß Emil aus ganz, ganz vornehmer Familie sei — in seinen

Papieren stand vor seinem Namen ein „von“ —; hier hieß er nur Emil und er wurde nur mit der Rücksicht behandelt, die seine Brauchbarkeit als Klavierspieler ihm verschaffte.

„Aber Herr — Herr — Emil“, sagte Fridchen eifrig und ertöte vor Aufregung, „das Lied mußte so langsam gesungen werden, so mit einem Zögern am Schluß. Frau Eisebein hatte sehr, sehr unrecht, darüber böse zu sein. Und, und — Herr Emil — ich muß es Ihnen einmal sagen — Sie spielen oft sehr ohne — ja ohne Verständnis. Sie rasen dann mit einmal auf dem Klavier herum — wie ein Sturmwind.“

„Liederchen müssen schnell gesungen werden, schnell“, sagte Emil mit Nachdruck.

„Aber ich singe keine Liederchen, sondern Lieder. Sie müssen doch Unterschiede machen, Herr — Herr Emil. Ich vertrete das ernste — ernste — Genre.“

Frau Eisebein kam die Treppe herunter. Fridchen Lippstüß erhob sich höflich.

Frau Eisebein sah sehr ärgerlich drein. Mußte auch der Emil so spät essen! Und die Fridchen so früh kommen! Nun ging es nicht gut anders, nun mußte man ihr auch noch Kartoffeln geben. Sonst war sie am Ende beleidigt und kam nicht mehr.

„Tag“, sagte Frau Eisebein unfreundlich, „Sie haben wohl schon gegessen?“

„Nein, gewiß nicht. Ich bin erst eben gekommen. Und von Leipzig hierher im Personenauge, das ist eine weite Reise; ich muß immer schon früh morgens abfahren. Ach, es war heute so voll im Coupé, ich mußte fast die ganze Zeit stehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Literatur.

Raumanns Kunstschriften. Im Buchverlag der „Hilfe“ hat der liberale Politiker und Theologe Friedrich Raumann einige Schriften veröffentlicht, die sich mit künstlerischen und kunstgetriebenen Dingen beschäftigen. Es sind in der Hauptsache Sammlungen von Zeitungsartikeln, Kritiken und populären Vorträgen, in denen der Verfasser sich über diese seinem eigentlichen Beruf fernliegenden Fragen äußert. Die drei Bücher, die mir vorliegen, sind von sehr verschiedenem Wert und Charakter. Das kleine Heft mit dem präziösen Titel „Der Geist im Hausgefühl“ ist nichts als eine inhaltlich konfuse und in der Form ziemlich geschmacklose Salbaderei über die modernen Prinzipien der Wohnungseinrichtung. Unter der Maske eines kunstverständigen Ontels bemüht sich der Autor, seiner Nichte, dem „blonden Sawwäbchen“, und deren etwas trottelhaftem Bräutigam die Gesichtspunkte auseinanderzusetzen, nach denen sie sich ihre zukünftige Wohnung mit Möbeln, Gerätschaften und Zierraten ausstatten sollen. Er kommt nach langwierigen theoretischen Erörterungen zu dem praktischen Ergebnis, man müsse sich einige gute, alte Stücke für billiges Geld beim Trödler kaufen und den Rest nach Zeichnungen von Niemeischnid anfertigen lassen. — Wesentlich wertvoller ist die Artikelammlung „Form und Farbe“ (Preis 3 M.). Sie enthält kunsttheoretische Betrachtungen und Kritiken, die Raumann während des letzten Jahrzehnts für die „Hilfe“ und die „Zeit“ geschrieben hat, und zerfällt in die acht Abschnitte: Ältere Meister (Membrandt, Rubens usw.), Fromme Maler (Peter Cornelius, Eduard v. Gebhardt, Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Ludwig Richter, Fritz v. Uhde), Neugeistalter (Englische Porträts, Menzel, Lenbach, Liebermann, Valude, die Kunst der „fliegenden Blätter“ usw.), Landschaftskünstler, Malerei-Probleme, Bildhauerei (Klingers Voethoven, das Hamburger Dismarckdenkmal), Baukunst, Kunstbildung. Der Inhalt ist, wie man sieht, ein recht vielseitiger und die flüssige feuilletonistische Schreibweise Raumanns macht die Lektüre leicht und angenehm. Das Buch ist nicht für Künstler und kunstwissenschaftliche Spezialisten bestimmt, sondern „für die Menge derer, die vor ihren Kunstwerken von sich aus nicht recht wissen, was da eigentlich zu sehen ist.“ Es will weniger fertige Urteile über einzelne Werke und Persönlichkeiten geben, als Anweisungen zur Kunstbetrachtung und Anregungen zum Kunstgenuß. Der Standpunkt Raumanns ist im allgemeinen der des gebildeten kunstfreundlichen Laien, der vom Geiste der modernen Kunstbestrebungen einen Hauch verspürt hat und sich redlich bemüht, den einzelnen Erscheinungen gegenüber zur Klarheit zu gelangen. Freilich kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß des Autors Verständnis und seine Sympathien vorwiegend zu den künstlerischen Mittelgrößen hinneigen, den Kompromißlern, die die Erregenschaften der modernen Kunst dem großen Publikum schmackhaft machen. Vor den starken, führenden Persönlichkeiten und rücksichtslosen Wegbahnern, deren Schaffen in die Zukunft weist, steht Raumann trotz allem guten Willen meist ratlos da. Kallmorgen und Valude liegen ihm näher und besser als Munch und Ludwig v. Hofmann. — Ebenso wie „Form und Farbe“ enthält auch die dritte Publikation „Ausstellungsbriefe“ (Preis 3 M.) neben vielem Lehreichen und Anregendem manches Oberflächliche, Schiefe und Zerrfährnde. Was Raumann hier über die letzte Pariser Weltausstellung, über Versailles, den Montmartre, den Eiffelturm und das Franzosentum zum besten gibt, ist nichts als ein geistreichelndes, weidliches Feuilletongeplauder, das in schönen

Phrasenarabesken um die Dinge herumredet, ohne den Kern der Sache zu treffen. Es war wahrhaftig nicht nötig, diese belanglosen Zeitungsreferate aus ihrem Versteck herauszuholen und in anspruchsvoller Buchform nochmals zu publizieren. Dagegen sind die Abschnitte über Kunst und Industrie und „Die Kunst im Zeitalter der Maschine“ durchaus lesenswert. Neue Ideen werden zwar auch hier nicht zutage gefördert, aber der Leser erhält in unterhaltender Form mancherlei brauchbare Hinweise auf die zahlreichen Detailfragen, aus denen diese komplizierten Probleme sich zusammensetzen.

Fritz von Uhde. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Alexander Troll. (Mainz 1909. Verlag von Joh. Scholz.)

Wilhelm Leibl. Aus seinem Lebenswerke. Eine Kunstgabe. Mit einem Geleitworte von Otto Gebhardt. (Mainz 1909. Verlag von Joh. Scholz.)

Die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege“, der wir schon die Veröffentlichung mancher Sammlung von wertvollen und wohlfeilen Kunstproduktionen verdanken, hat sich mit der Herausgabe des Uhde- und Leibl-Hefes ein neues Verdienst erworben. Die Abbildungen (19 Gemälde von Uhde, 14 von Leibl) sind im Hinblick auf den Entwicklungsgang und die Höhenpunkte im Schaffen der beiden Künstler fast durchweg mit Verständnis und Geschmack ausgewählt. Nur im Leibl-Buch fehlt leider das Hauptwerk des Meisters, die „Frauen in der Kirche“. Zu technischer Hinsicht sind die autotypischen Reproduktionen ohne Ausnahme vortrefflich. Daß in der Schwarzweiß-Nachbildung die Schöpfungen Leibls im allgemeinen zu besserer Wirkung kommen als die Uhdes, liegt an der Eigenart der Maler, von denen der erstere Form und Zeichnung stärker betont als der letztere, der namentlich in seinen späteren Zeiten fast lediglich durch die farbige Impression zu wirken sucht. Die einleitenden Texte informieren über den Lebensgang der Künstler und geben in knappster Form gute Charakteristiken ihres Wesens und ihrer Schaffensart. Die aus starkem Kunstdruckpapier hergestellten Hefte kosten, ebenso wie die früheren Publikationen der Lehrervereinigung (über Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Alfred Meißel, Giovanni Segantini u. a.) je 1 M. Sie sind namentlich auch als Geschenk für die reifere Jugend sehr geeignet.

Max Sauerlandt, Deutsche Plastik des Mittelalters. (Verlag von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig.) Preis 1,80 M.

Dieser neueste Band der Sammlung „Die Welt des Schönen“, auf deren frühere Hefte („Griechische Bildwerke“, „Der stille Garten“, „Bilder aus Italien“) ich bereits empfehend hingewiesen habe, führt in eine dem großen Publikum fast völlig unbekannt Welt ein. Man weiß bei uns über die griechische Plastik wohl einigermaßen Bescheid, aber von der alten deutschen Bildhauerkunst hat man keine Ahnung. Und wenn der Laie ihre Werke in den Originalen oder in Reproduktionen vor sich sieht, so wird ihm zunächst manches fremd, bizarr und vielleicht barbarisch erscheinen. Die an den plastischen Schöpfungen der Antike und der Renaissance gebildeten Augen müssen erst einmal umlernen, sie müssen sich daran gewöhnen, die herbe und kraftvoll-schlichte Sprache der mittelalterlichen Kunstwerke zu verstehen, in denen der Stoff und Inhalt des Dargestellten fast gar nichts, die reine künstlerische Form alles bedeutet. Die mehr als hundert schönen Abbildungen und die klaren und feinsinnigen einleitenden Bemerkungen Sauerlands sind ein sicherer und bequemer Wegweiser in dieses bisher unbeachtete Land der Schönheit, das, obwohl es uns so fremdartig erscheint, doch gar viele verwandte Züge mit dem künstlerischen Schaffen der Gegenwart aufweist. Wer Wesen und Ziele der mittelalterlichen Plastik begriffen hat, dem werden auch manche Erscheinungen im modernsten Kunstleben, die ihm bisher ein Buch mit sieben Siegeln waren, klar und verständlich werden.

Die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk. (Verhandlung des Deutschen Werkbundes zu München am 11. und 12. Juli 1908. H. Voigtländers Verlag in Leipzig.) Preis 1,20 M.

Der Deutsche Werkbund, der im Oktober 1907 begründet wurde und seinen Sitz in München hat, bezweckt die „Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen“. Mitglieder des Bundes können sein: Künstler, Gewerbetreibende und sachverständige Kunstfreunde, aber die Mitgliedschaft kann nur auf Einladung und durch Beschluß der Vorstandschaft erworben werden. Gelegenheit der vorjährigen Münchener Ausstellung hielt der Werkbund seine erste Jahresversammlung ab, die zwei Tage dauerte und in der über wichtige Themata verhandelt wurde. Das jetzt erschienene Buch gibt die Referate und die Ausführungen der Diskussionsredner in aller Ausführlichkeit wieder. Von hohem Interesse sind namentlich die theoretischen Erörterungen des ersten Vorsitzenden, Professor Theodor Fischer-München, über den Einfluß, den die modernen Produktionsformen auf die künstlerische Gestaltung ausüben. Diese mehr akademischen Erörterungen werden ergänzt durch das, was der Fabrikdirektor Gustav Gericke-Delmenhorst als Mann der Praxis über daselbe Thema ausführt. Der bekannte Architekt und

Kunstgeschichtlicher Hermann Muthesius-Berlin gibt einen **Ueberblick** über die historische Entwicklung des modernen Kunstgewerbes und erörtert die leitenden Gesichtspunkte, von denen die neusten reformatorischen Bestrebungen auf diesem Gebiete ausgehen. Zu der Frage der Erziehung des gewerblichen Nachwuchses hatte der geschäftsführende Ausschuss des Verbundes eine Anzahl Leitfäden ausgearbeitet, die Herr Dr. Wolf Dohrn-Dresden in einem ausführlichen Referat erläuterte. Peter Brudmann-Heilbronn, der zweite Vorsitzende des Bundes, beleuchtet das Thema aus den Erfahrungen der Großindustrie heraus, während Professor Rudolf Vosselt-Düsseldorf vom Standpunkt der Kunstgewerbeschule, des Lehrers und des Künstlers, seine Vorschläge und sein Programm in dieser Frage entwickelt. Es ist hier natürlich nicht möglich, auf den reichen Inhalt des Buches näher einzugehen und unsere in manchen Punkten abweichenden Meinungen über die einzelnen kunstgewerblichen Fragen eingehend zu begründen. Ich begnüge mich deshalb mit der soeben gegebenen Uebersicht über das im Buche enthaltene Material und füge hinzu, daß das Studium der Verbunds-Verhandlungen für jeden, der sich mit dem Problem einer Reform des deutschen Kunstgewerbes ausführlicher beschäftigen will, eine Notwendigkeit ist.

Verthold Haendke, Deutsche Kunst im täglichen Leben. Mit 63 Abbildungen im Text. (Druck und Verlag von V. G. Teubner in Leipzig 1908.) Preis gebunden 1 M., gebunden 1,25 M.
Ludwig Diehl, Der Altertümer-Sammler. Mit 324 Illustrationen. (Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.) Preis 4,80 M.)

Ich überschätze den Wert kunstgeschichtlicher und besonders kunst-historischer Kenntnisse keineswegs. Man kann in der Entwicklungsgeschichte der architektonischen und kunstgewerblichen Stilformen genau Bescheid wissen, über die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Maler- und Bildhauerschulen aufs beste informiert sein, und braucht deshalb doch noch keinen Schlüssel zum wahren Kunst-Verstehen und Kunstgenießen zu besitzen. Es ist bekannt, wie hilflos zuweilen gerade die gelehrten Kunstprofessoren dem lebendigen Kunstschaffen ihrer Zeit gegenüberstehen und mit welchem absoluten Unverständnis diese sogenannten Sachverständigen oft den größten und folgenschwersten Neuererscheinungen auf künstlerischem Gebiete begegnen. Immerhin aber ist, wenn auch keineswegs Gelehrsamkeit, so doch ein gewisses Maß von Kultur und kunstgeschichtlicher Bildung notwendig, wenn man zum vollen Verstehen der durch die Jahrtausende uns überlieferten Kunstschätze gelangen und die Bestrebungen und Leistungen der Gegenwart richtig auffassen und werten will. An Hilfsmitteln dazu fehlt es nicht. Je mehr in den letzten Jahren das Interesse an künstlerischen und besonders an kunstgewerblichen Fragen zugenommen hat, desto größer ist auch die populäre Literatur geworden, die den Laien in dieses Gebiet einführen und ihn darin auf eine möglichst mühe-lose und unterhaltende Weise orientieren will. Freilich wüßte ich unter allen diesen Publikationen auch nicht eine zu nennen, die allen berechtigten Anforderungen entspräche. Die meisten begnügen sich mit einer mehr oder weniger geschickten Auswahl und übersichtlichen Gruppierung des wissenschaftlichen Tatsachenmaterials, ohne auch nur den leisen Versuch einer vertiefenden Erläuterung der historischen Zusammenhänge zu machen. Die fitten- oder gar wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen der einzelnen kunsthistorischen Epochen werden kaum angedeutet. In dieser Hinsicht machen auch die Bücher von Haendke und Diehl leider keine Ausnahme. Beide leiten in gemeinverständlicher Darstellung zum Verständnis der äußeren kunstgeschichtlichen Erscheinungen an. Aber beide zeigen nur, was im Laufe der Jahrtausende geschaffen wurde, — nicht, aus welchen Gründen das Kunstschaffen der verschiedenen Epochen gerade diese und keine anderen Bahnen eingeschlagen hat und einschlagen mußte. Haendke ist etwas gründlicher, Diehl klarer und prägnanter. Der erste behandelt nur die deutsche Architektur und das Kunstgewerbe, der zweite auch die Malerei und die Plastik. In Ermangelung besserer Werke können die anspruchsvollen Bücher als erste Einführung und Anregung zu weiterer Beschäftigung mit diesen Wissensgebieten immerhin empfohlen werden. J. S.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Der unsichtbare Planet. Wer Kenntnis und Lust dazu hätte, könnte eine Wissenschaft des Unsichtbaren schreiben. Er könnte den Stoff dazu aus einer ganzen Reihe von Naturwissenschaften nehmen und einen schönen Band zusammenbringen, ohne daß er sich der Weitschweifigkeit schuldig machen dürfte. An der Erforschung des Unsichtbaren nimmt in hervorragendem Grade auch die Astronomie teil, seitdem sie gelernt hat, das Vorhandensein von Himmelskörpern zu berechnen, ehe sie ein menschliches Auge oder auch die noch empfindlichere photographische Platte wahrgenommen hat. Neuerdings ist eine sehr lebhaft erörterte Frage über das Sein oder Nichtsein eines Planeten jenseits des Neptun geführt worden. Während viele Himmelsforscher die Möglichkeit des Vorhandenseins eines solchen Körpers leugnen, tritt Professor Pickering im

neuesten Heft des „Observatory“ wieder für diesen unsichtbaren Planeten ein, der von ihm die vorläufige Bezeichnung O erhalten hat. Er schließt auf seine Existenz aus gewissen Störungen in der Bahn des Uranus, in der er sechs verschiedene Abweichungen von den besten Berechnungen findet. Von diesen Störungen sind nach seiner Meinung wenigstens drei auf keine andere Weise zu erklären, als durch das Vorhandensein eines solchen Planeten. Nach den Beobachtungen an der allberühmtesten Sternwarte in Greenwich hat die Unregelmäßigkeit in der Bahn des Saturn seit den letzten 70 Jahren dauernd zugenommen. Professor Pickering erinnert daran, daß auch der Planet Neptun zuvor berechnet und dann erst entdeckt worden ist, gibt aber zu, daß die Aufgabe hier etwas anders liegt. Es wäre vielleicht jetzt schon Zeit, auch sämtliche Beobachtungen des Neptun in sorgfältigste Verarbeitung zu ziehen, um etwaige Störungen zu ermitteln, die sicher vorhanden sein müssen, wenn noch ein weiterer Planet jenseits im Weltraum kreift.

Archäologisches.

Die neuen Ausgrabungen auf Delos. Die Ausgrabungen auf der Insel Delos, die von der französischen archäologischen Schule in Athen durchgeführt werden, sind jetzt in ein Stadium getreten, das die hohe Bedeutung dieses großartigen Unternehmens für die Archäologie und die Geschichte der griechischen Kultur deutlich erkennen läßt. Der ganze weite heilige Tempelbezirk um die Kulturstätte des Apollo und das große Quartier um das Theater herum sind nun freigelegt und lassen ein unüberschaubares Trümmerfeld erkennen, in dem hier und da noch ganze Mauern aufragen, überall herrliche Säulenschäfte aus Steingeröll herausleuchten und kostbare Ueberreste altklassischer Kunstübung sich darbieten. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten durch sechs Jahre hin nicht weniger als 45 000 Kubikmeter Erde jährlich fortgeschafft werden. Delos, dessen Blüte von sehr früher Zeit, etwa dem achten Jahrhundert v. Chr., bis in das dritte und zweite Jahrhundert v. Chr. herabreicht, war nicht nur der Mittelpunkt der antiken Apolloverehrung, sondern auch eine reiche Handelsstadt. Neben den Tempeln finden sich also hier gewaltige Bauten, die als Speicher und Haupthallen dienten. Durch die Ausgrabungen, bei denen die einzelnen Straßen und Gebäude möglichst sorgfältig freigelegt und die Anlage des Ganzen erhalten wurde, sind vorzüglich erhaltene Beispiele altgriechischer Zimmerdekorationen ans Licht getreten, die die Delischen Funde mit denen von Pompeji in eine Parallele zu setzen erlauben, wobei freilich Delos das höhere Alter und damit den Glanz der großen klassischen Kunst vor der italienischen Ruinenstadt voraus hat. Die Mosaikfriese und die großen Wandgemälde, die die größeren Wohnhäuser der Insel zierten, leuchten zum Teil noch in glänzenden Farben und lassen die Schönheit klassischer antiker Haus schmuck erkennen. Die breiten Quais, die Bersten und Lagerhäuser, deren Trümmer in dem Hafenuartier entdeckt wurden, zeigen die Bedeutung von Delos als Handelsstadt, haben aber geringeren künstlerischen Wert. Die meisten Wohnhäuser fand man in dem Quartier um das Theater und hier sind denn auch besonders reiche Studief-decorationen und Wandgemälde aufgedeckt worden, die sich in ihrer ganzen Frische der Auffassung und Reinheit der Farben erhalten haben. In dem Tempelbezirk war einer der bemerkenswertesten Funde ein Grab aus der mykenischen Epoche, das in die Zeit zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. gesetzt wird. Das hohe Alter der delischen Kulturstätte wird dadurch an einem vorzüglichen Beispiele erwiesen; zahlreiche Trinkgefäße aus derselben Epoche von hohem Wert vervollständigten diese Entdeckung. Auf einer großen Terrasse nahe dem Heiligum wurden außerdem fünf kolossale Löwenstatuen gefunden, die in gleichmäßiger Entfernung von einander auf der Terrasse aufgestellt waren. Es sind Werke, die in ihrem archaischen Charakter, der imponierenden Macht der Ausführung und der Größe der ganzen Darstellung einen gewaltigen Eindruck machen. Salomon Reinach hat die Hypothese aufgestellt, daß sie dem Heiligum von dem durch seinen Reichtum berühmten Krofus, König von Lydien, zum Geschenk gemacht worden seien. Er schließt dies aus der Tatsache, daß nach der Erzählung des Herodot Krofus dem Tempel von Delphi einen Löwen aus purem Golde geschenkt haben soll. Da der Löwe das Ahnentier seines Geschlechts war, so könnte auch die Gruppe auf Delos von ihm stammen. Sie gehört jedenfalls ins siebente oder sechste Jahrhundert v. Chr. Die Wohnhäuser von Delos bestehen in ihrer Mehrzahl aus Säulenhallen, die um einen vieredigen Hof in der Mitte angelegt waren und die verschiedene Wohnräume enthielten. Viele Säulen und Hausmauern sind noch sehr gut erhalten. Das interessanteste unter den in letzter Zeit ausgegrabenen Häusern ist die sogenannte „Villa der Kleopatra“. Ein stattlicher Säulenhof mit hohen dorischen Säulen bildet ihr Zentrum; darin standen die Statuen des Besitzers der Villa, Dioscourides und seiner Frau Kleopatra, die natürlich mit der ägyptischen Königin nichts zu tun hat. Die weibliche Statue ist bis auf den fehlenden Kopf vorzüglich erhalten und zeigt in der edlen Drapierung des Gewandes, der anmutigen Stellung und der feinen Ausführung einen Nachklang der großen griechischen Kunstperiode. Die Statue stammt aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., wie wir aus ihrer Inschrift feststellen können die den Namen des Archon Timarchos trägt.